

Die Familie - biologische Grundlagen, frühe kulturelle Entwicklungen: Plädoyer für eine integrierte evolutionstheoretische Betrachtungsweise

Lipp, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lipp, W. (2000). Die Familie - biologische Grundlagen, frühe kulturelle Entwicklungen: Plädoyer für eine integrierte evolutionstheoretische Betrachtungsweise. *Zeitschrift für Familienforschung*, 12(3), 61-87. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-323299>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Wolfgang Lipp

Die Familie: Biologische Grundlagen, frühe kulturelle Entwicklungen

Plädoyer für eine integrierte evolutionstheoretische Betrachtungsweise

Zusammenfassung

Gegenstand dieses Beitrags ist die (menschliche) Familie. Sie ist Produkt, zugleich aber auch Träger eines Evolutionsprozesses (und von Evolution generell), der neben materiellen auch geistige Dimensionen aufweist und von physiko-organischen Stufen des Kosmos aufsteigt zu sozialen und kulturellen Ebenen der Organisation des Seins. Im einzelnen werden a) methodisch-methodologische und b) inhaltliche Fragen verfolgt. Methodisch-methodologisch geht es darum, Kriterien und Gründe zu benennen, die es ratsam und machbar erscheinen lassen, einen neuen, Natur und Kultur zugleich umfassenden, integrierten Begriff von Evolution zu schaffen. Ein wichtiger Gesichtspunkt dazu ist, Evolution nicht nur als graduellen, sondern als sprunghaften Prozess zu verstehen. Gegenüber älteren wissenschaftlichen Positionen wird hierzu angeführt, dass Gradualität und Saltualität sich nicht ausschließen müssen; die genannten Schrittweisen sind evolutionär vielmehr in sich verklammert; sie durchdringen sich, wie konzeptionell vorgeschlagen wird, in der Figur des „Wechselschritts“.

Stellen Wechselschritte Zwischenglieder dar, die zwischen Natur und Kultur methodisch-methodologisch vermitteln, erscheint als „missing link“, das die Sphären inhaltlich verbindet, die Familie. Die Familie überspannt den fraglichen (biosozialen, biokulturellen) Übergangsbereich dabei nicht indifferent, sondern prägt ihn neu und muss als Ursprung, Basislager und Urinstitution

von Kultur überhaupt verstanden werden. Die Familie wandelt, so gesehen, an evolutionär entscheidender Stelle reproduktive, biologische Vorgänge in prokreative, kulturschöpferische Setzungen um. Dabei unterliegt sie auch selbst entscheidenden transformativen Prozessen. Der Zusammenhang wird am Beispiel der Überführung von „sex“ in „gender“, der „Erfindung des Vaters“, der Entstehung von Verwandtschaft bis hin zur aufbrechenden kulturevolutionären Gabelung, an der Männerbünde entstanden, interdisziplinär erörtert.

Schlagerworte: Evolution, Stufen der Evolution, Familie, Vater(schaft), Verwandtschaft, Sex und Geschlecht, Kultur und Natur, Männerbünde.

Abstract

The family is considered as a „missing link“ between culture and nature, representing the product and vice versa – once existing – the vehicle of an evolutionary process. In containing genetically determined „natural“ components as well as cultural, „artificial“ elements the family opens the view for a nature and culture integrating perspective on evolution. The family serves as the link, mediating within the evolutionary process between prehuman animal hordes and developed, ethnocultural kinship groups, containing transformative processes, e.g., from sex to gender, the „invention of the father“ and the process of emerging kinship.

Keywords: Alternating (evolutionary) steps; gender; kinship; men's (secret) societies; evolution; (human) family; father(hood); nature-culture.

Die Familie zählt in Kultur und Gesellschaft zu den zwar nicht mächtigsten, aber doch wohl wichtigsten, die Aufmerksamkeit des Publikums immer wieder fesselnden Einrichtungen. Nicht nur der Blick auf die „wilden“, frühen Stadien der Entwicklungsgeschichte des Menschen legt dies nahe: Kultureller Aufbruch, Menschwerdung, die Entstehung der Familie gehen für ihn Hand in Hand; auch in der Gegenwart, inmitten der modernen und postmodernen Kultur, die von Vorstufen durch Welten getrennt zu sein scheint, zeigen die Lebensverläufe der einzelnen, zeigen aber auch große kollektive Dramen, „Familiendramen“, dass die Familie (und alles, was dazugehört: Sexualität, Moral, die Verwandtschaften, die Generationen etc.) im Dasein ein Faktor geblieben ist, der teils im Alltag, teils in Krisen und begleitenden fiebrigen Mythisierungen tiefsitzend und zäh dem Menschen begegnet.

Mit dem folgenden Beitrag versuche ich, die Zusammenhänge, denen die Familie ihren hohen soziokulturellen Stellenwert – wie ihre anhaltende soziopraktische Bedeutung – verdankt, näher zu entschlüsseln. Meine Überlegungen sind zugleich Bausteine zu einem Buch, das ich zum Thema ausführlicher in Arbeit habe. Dabei gehe ich von der These aus, dass der Rang, der der Familie bis heute zukommt, nicht erst im Rahmen von „Entwicklungen“ erreicht werden musste, die „kulturell“ kodiert waren und evolutionär späte, soziokulturelle „Konstrukte“ darstellten; in Wirklichkeit liegen die Dinge komplexer. Familie weist nicht nur „künstliche“, kulturelle Seiten auf; sie besteht auch aus genetisch festgelegten, „naturnatürlichen“ Komponenten – Gefühlshaltungen, Verhaltensformen, Beziehungsmustern, die schon in der Tierwelt vorkamen –, so dass es nötig wird, sie auch naturwissenschaftlich – ethologisch-soziobiologisch – unter die Lupe zu nehmen.

Damit ergibt sich eine erste, für diesen Beitrag maßgebliche Aussage: Will man die Bedeutung, die die Familie für Mensch und Gesellschaft, in Kultur und Leben hat, systematisch näher erfassen, muss man nicht nur die Familie als Phänomen ernst nehmen, das naturale und kulturelle Komponenten zugleich umfasst; auch auf Methodenebene ist konsequent zu fordern, die Familie interdisziplinär anzugehen und komplementäre, natur- und kulturwissenschaftliche Betrachtungsweisen an sie heranzutragen.

Die Forschung darf dabei freilich nicht ad hoc verfahren; sie kann nicht beliebig schalten und, wie es passen mag, einmal natur-, einmal kulturwissenschaftlich vorgehen. Hat die Familie in der Tat den Status eines Doppelpheänomens und umspannt sie zwei Seinsbereiche, Natur und Kultur, zugleich, hat sie von einem dieser Bereiche zum anderen, von einer Seinsstufe zur anderen, offenbar „Entwicklungen“ vollzogen; sie stellt das Produkt (und vice versa: Einmal ins Dasein getreten, den Motor) eines die Sphären verkoppelnden, durchlaufenden „evolutionären“ Prozesses dar. Wenn Evolution die Welt – ein „Chaos“ von Widersprüchen, Spannungen, Entzweiungen, das in „Ordnung“ übergeht – von der Mikro- zur Makrosphäre, der anorganischen zur organischen, der organischen zur kulturellen Stufe hin gleichermaßen durchströmt, wird es erforderlich, gerade die Familie – Trägerin des Menschen, des Prozesses der Menschwerdung par excellence (s.f.a.

Tyrell, 1978; zum Zusammenhang von Familie und „Humanvermögen“ vgl. maßgeblich Kaufmann, 1990, S. 65ff.) – im Lichte einschlägiger evolutionstheoretischer Konzepte zu untersuchen.

Hinweise, wie dies näher – methodisch näher – geschehen kann, gebe ich im Folgenden (Abschnitt I). Im daran anschließenden Teil präsentiere ich teils zu den „Ursprüngen“, i.e. den „wilden“ naturbedingten Ursprüngen, teils zum „Wandel“, i.e. dem frühen kulturellen Wandel, der Familie einige wesentliche inhaltliche Ergebnisse (Abschnitt II). Ihre Diskussion wird angesichts des nur beschränkten Raums hier nicht erschöpfend sein. Zum Schluss meines Beitrags (Abschnitt III) fasse ich die Aussagen, zu denen ich kam, grundlagenwissenschaftlich neu zusammen. Die Familie wird dann als Instanz erscheinen, die Natur in Kultur überführt und erste kulturschöpferische Entwicklungen überhaupt in Gang setzt.

I.

Die „Geburt der Familie“, ihr Weg von der ungezügelten promiskuitiven „Horde“, wie der Frühmensch sie angeblich kannte, bis hin zur monogamen, etwa patriarchalen, etwa streng puritanischen Form, die die Zivilisation hervorgebracht hatte, hat die Forschung bekanntlich schon früh beschäftigt; schon die Klassiker – Lewis H. Morgan (1877/91), Friedrich Engels (1884/1972) oder, mit rückwärts gewandtem Blick, auch Johann Jakob Bachofen (1861/1975) –, die das Thema hier anschlügen, gingen den Fragen dabei im Lichte der schwierigen, sachlich ebenso anspruchsvollen wie ideologisch korrumpierbaren Kategorie des „Ursprungs“ nach; man sah im Ursprung den Punkt, in dem alles, was sich aus ihm entwickeln sollte, im Prinzip schon angelegt war, und verkürzte die Dinge noch dahingehend, dass man nicht inter-, sondern intradisziplinär, also fachverengt und fachblind vorging. Von Ausnahmen wie Bachofen abgesehen, dominierte die zeitgenössische naturwissenschaftliche Perspektive – eine Blickrichtung, die in prekäre pseudowissenschaftliche Anschauungen übergangslos oft freilich umsprang. „Evolution“ wurde als Natur-, nicht Kulturvorgang begriffen, und angesichts des gewaltigen weltbildstiftenden Eindrucks, den Charles Darwin – und mit ihm Herbert Spencer, der „Sozialdarwinist“ – auf den Zeitgeist ausgeübt hatten, war es primär die Biologie, die in den Rang einer Leitwissenschaft – oder sollte man sagen: Der Leitideologie – aufstieg; sie führte auch dort, wo sie – über organismisches Leben hinaus – die Entwicklung von Mensch und Gesellschaft, des Menschen als Träger von Kultur, thematisierte, die Fragen an und gab die entscheidenden, lange gültigen, Suchprogramme vor.

Den genannten Traditionen verhaftet, sind Arbeiten über den „Ursprung der Familie“, wie sie Morgan und Engels vorlegten, freilich inzwischen in Misskredit geraten. Nicht nur, dass sie an den Vorgängen, die sie untersuchten, zwischen naturalen und kulturellen Seiten, so eng verkoppelt die Sachverhalte auch sind, nicht hinlänglich analytisch unterschieden; einer Grundstimmung des 19. Jahrhunderts folgend, verquickten sie Evolution mit „Fortschritt“ – sozialem, kulturellem, zivilisatorischem Fortschritt – überhaupt und richteten sie an bestimmten politisch-

moralischen Positionen aus. So oder so liefen Sach- und Wertbezüge, die gewiss aufeinander verweisen, sehr ungefiltert ineinander über. Die Ergebnisse, zu denen die Autoren kamen, wiesen Schlagseiten auf. Sie blieben klärungsbedürftig.

Seither ist die Forschung erheblich vorangekommen. Sie hat das Wissen über die Familie – und die Genese der Familie – vielfach komplettiert, und dies nicht nur auf konkreter, empirisch-inhaltlicher, sondern auch auf systematisch-theoretischer Ebene. Was die Empirie betrifft, waren es namentlich die Ethologie (mit der Unterabteilung der Humanethologie), später die Soziobiologie, die hier fruchtbar auf den Plan traten. Naturwissenschaftlich orientiert, arbeiteten sie streng angelehnt an die Biologie; sie folgten vor allem Konzepten, wie die Evolutionsbiologie sie bereithält. Von der korrespondierenden kulturwissenschaftlichen Seite her meldeten sich, demgegenüber, die Ethnologie (Kulturanthropologie), die Kultursociologie, Teile der Frauenforschung sowie eine Reihe anderer Disziplinen zu Wort. Dass sich die Fächer ergänzten – oder doch ergänzen sollten –, scheint angesichts der Aufgabe, die Geburt der Familie in einem „Übergangsfeld“, einem Feld der „Metamorphosen“, anzusetzen, in dem Natur in Kultur, tierisches Dasein in menschliches umgewandelt wird, evident; ich komme auf den Punkt noch zurück. Was einer befriedigenden, bisher fehlenden, erfahrungswissenschaftlichen Vermessung der Familie (der Frühformen der Familie) freilich entgegensteht, liegt nicht nur am interdisziplinären, bisher kaum im Ansatz gegebenen, praktischen Zusammenspiel der Disziplinen, einer Kooperation, die über die Natur-Kultur-Schranke, die sie trennt, dezidiert hinausginge; es liegt gerade auch darin, dass theoretische Defizite bestehen. Was fehlt – und woran anzuknüpfen wäre –, ist eine hinreichend komplexe, die Natur-Kultur-Schranke überwindende, allgemeine Theorie der Evolution – oder genauer: Wäre die Einsicht, dass Theorien solcher Reichweite (wie insbesondere die Arbeiten Rupert Riedls, 1976, 1982, 1985, 1987) entwurfswise bereits zur Verfügung stehen; die Konzepte wären heranzuziehen, thematisch anzuwenden und methodisch weiterzuentwickeln.

Angeknüpft werden muss also namentlich – kommt man von naturwissenschaftlicher Seite her – an Raffinierungen der Evolutionstheorie (und einer Evolutionären Erkenntnistheorie), wie sie Riedl vorgelegt hat; und angeknüpft werden muss – kommt man von der kulturwissenschaftlichen Seite her – an Ansätzen, wie sie von Ludwig von Bertalanffy (1949, zuletzt 1968) bis hin zu Niklas Luhmann (bes. 1980ff., 1984) die über Einzelaspekte hinausweisende Allgemeine Systemtheorie bereithält.

Hier ist nicht der Ort, die genannten Paradigmen detaillierter vorzustellen. Worum es geht ist der Umstand, dass mit ihnen ein kategorialer Apparat an die Hand gegeben ist, der es erlaubt, Systembildung (hier: Die Bildung des Systems Familie) und Evolution als Prozess nachzuzeichnen, der die Welt (die Weltordnung, den Kosmos), ihre Systeme und Untersysteme von Grund auf, durch alle Seinsformen und Seinsschichten hindurch, gleichermaßen durchpulst: Durchpulst – und insoweit erst aufordnet – dergestalt, dass er die Schranken, die zwischen Natur- und Kulturordnungen (oder der Sphäre einer „Dritten Welt“, einer Welt des „Geistes“; vgl. Popper, zuletzt 1995) liegen – oder zu liegen scheinen – durchbricht und gleichsam im „Wechselschritt“ „überspringt“.

Systembildung und Evolution, wie sie im Welt-Umwelt-Kontinuum vorkommen, sind weder nur auf Materie – Atome oder Sternennebel –, noch nur auf Leben – Pflanzen oder Tiere –, noch nur auf den Menschen (z.B. die Psyche des Menschen) oder dessen kulturelle Hervorbringungen – Institutionen (wie die Familie) oder Sprache oder Kunstwerke etc. – allein beschränkt sie stellen auch Zusammenhänge, Verbindungsstücke, Überleitungen her, wie sie zwischen den Sphären entstehen, und organisieren teils die Energiezufuhr – die „materielle“ Versorgung –, teils die Steuerung – den „geistigen“ Schwung – der Systeme.

Was den Menschen – und die menschliche Lebensform der Familie – betrifft, blieb es wissenschaftlich bisher ersichtlich unergiebig, methodisch nur halbierten, in Natur- und Kulturwissenschaften „gespaltenen“ (Riedl, 1985) Zugang zu den Dingen zu suchen. Dabei liegt es auf der Hand, dass der Mensch nicht nur einseitig einer, sondern mehreren Sphären, Schichten oder Stufen des Seins angehört, und dies nicht nur dahingehend, dass sich Körper, Seele, Kultur in ihm simultan, im Querschnitt, überlagern, sondern insofern, als sie mit ihm evolutiv, im zeitlichen Längsschnitt, auseinander hervorgehen. Was die herkömmlichen natur- und kulturwissenschaftlichen Scheidungen verfehlen, ist zentraler Gesichtspunkt gerade aber der modernen, systemtheoretisch gerichteten Evolutionstheorie: Die Entwicklung des Menschen – i.e. des Vor- und Frühmenschen bis hin zum rezenten Menschen – als Vorgang zu entschlüsseln, der nicht nur gleichsam paarig, diesseits und jenseits der Natur-Kultur-Schranke, und zugleich apart verläuft, sondern auch die Eigenschaft hat, die Schranke zu überspringen, sich zu verknüpfen und die Richtung durchzuhalten.

Geht man davon aus, dass das aktuelle system- und evolutionstheoretische Denken – es beansprucht den Rang einer „Supertheorie“ (Luhmann, 1978, S. 9ff.; dazu Lipp, 1987, S. 452) – für die Forschung in der Tat hier über das griffigste Werkzeug verfügt, wird man als Prüfstein, an dem es sich zu bewähren hat, namentlich nehmen, ob und inwieweit es vermag, jenen Wechselschritt, den der Mensch an der Natur-Kultur-Schranke – jenen „biokulturellen“ („biosozialen“) Zwischenbereich (s. Lopreato, 1984; vgl. a. Fox, 1975) – tut, hinreichend luzide nachzuvollziehen. Wie ist der Übergang vom Tier zum Menschen, vom Objekt, das Selektionen qua Natur unterliegt, zum Subjekt, das selbst Selektionen trifft und zum Kulturschöpfer wird, systematisch zu erfassen? Erste, grundlagenwissenschaftliche Studien dazu liegen vor (vgl. Weingart, Mitchell, Richerson & Maasen, 1997). Aber wo, an welchen Materialien, werden sie sich bewähren können?

Meine These ist, dass die Modi jenes Wechselschritts maßgeblich am Phänomen der Familie, insbesondere der frühen menschlichen Familie, beobachtet (bzw. rekonstruiert) und herausgefiltert werden können. Die Familie ist Wirkung, Instrument und Motor des Prozesses zugleich; sie ist Resultat der evolutionären „Passung“ (man kann auch sagen: „Verhakung“; WL) bzw. – wie post festum zu konstatieren ist – der hohen „strukturellen Affinität“ hier komplexer natürlicher (biosozialer) Systeme, wie der Primatenhorde, dort keimhaft aufkommender kultureller Formationen, wie archaischer Verwandtschaftsgruppen, Mahlgemeinschaften und Residenzeinheiten. Die Familie stellt für die Umwandlung natürlicher in kulturelle Abläufe demnach die entscheidende systemische „Schaltstelle“ dar; sie stieg auf zum Initialzündler, wenn nicht Garanten, von Kulturentwicklung überhaupt; zwi-

schen Natur und Kultur – Natur, die der Mensch durchlief, und Kultur, die er schuf – ist sie das „missing link“, das Drehmoment der Evolution, das evolutionäre Höherstufung erst möglich machte.

Der Zusammenhang stellt am Ende ein Geschehen dar, das unter den Begriff der „Koevolution“ zu subsumieren ist. Systemtheoretisch gesehen versteht man unter Koevolution, dass Systeme nicht nur entlang von Bedingungen, die die Umwelt setzt, evolutionieren, sondern die Umwelt auch Selektionen unterliegt, die die Systeme treffen; es liegen Wechselprozesse, Wechselwirkungen vor, und Konstellationen dieser Art spielen sich umso konsequenter ein, je komplexer, differenzierter, „höher“ die Einheiten organisiert sind, je mehr „Eigendynamik“ sie aufweisen und kurz: Je mehr sie übergehen zur „Selbstorganisation“.

Was die Familie betrifft, ist anzunehmen, dass sie aus der Koevolution von naturalem Leben (biosozialen Prozessen) und konstellativ sich abzeichnenden kulturellen Parametern wie aufkommenden Ritualen, Tauschverpflichtungen oder kurz: Virtuellen sozialen Normen erwächst. Der Vorgang läuft, der inneren Logik nach, dabei darauf hinaus, dass das Schwergewicht der Evolution sich vom Naturgeschehen auf die Entwicklung und Weiterentwicklung kultureller Größen selbst, hier der Familie verlagert. Man kann, worum es geht, auch Aufstockung (des Genetischen) ins „Epigenetische“ (s.z.B. Lumsden-Wilson, 1983; Lumsden, 1988) – mit offenem Ende nach „oben“, der Kulturseite zu – nennen. Die vitale Basis der Familie, das Leben bzw. die gegebene genetische (und/oder organismische) Konstitution der Mitglieder der Familie (der Verwandtschaftsgruppe) wird vom Evolutionsprozess tendenziell demnach abgekoppelt; während aufkommende kulturelle Daseinsformen – Institutionen, Traditionen und an sie gebundene, symbolisch kodierte Verhaltensketten – schnell überall ans Licht drängen und das Terrain beherrschen, sinken der Mensch und seine konkrete, biologisch-genetische bzw. instinktueller Ausstattung zur bloßen evolutiven Restgröße ab. Sie bleiben auf der Entwicklungsstufe des paläolithischen Menschen, des archaischen „Jägers“ und „Sammlers“, als zwar eigengewichtige, träge, aber doch gleichsam schwindende Masse stehen.

Wie können die Dinge, die ich bisher theoretisch umriss, konkretisiert, verdeutlicht und empirisch bestätigt werden? Fragen dieser Art aufzuwerfen heißt nicht zuletzt, Rechenschaft abzulegen über die Zugangsweisen, also sachadäquaten Methoden, die der Forschung zu Gebote stehen. Wie ist an den Gegenstand, das spezifische Schnittprofil, das eine Themenstellung vorgibt, forschungstechnisch überhaupt heranzukommen? Welche Wege, welche Lösungen bieten sich an für das hier skizzierte interdisziplinäre Projekt?

Ich gebe meine Position hier nur stichwortweise an und schlage vor, nach einer Methode der „disziplinären Doppelführung“ vorzugehen. Damit ziele ich – zunächst – auf den gewiss banalen Sachverhalt ab, dass Naturgegenstände primär natur-, Kulturgegenstände primär kulturwissenschaftlich zu durchdringen sind – dies mit Blick auf die klassische, Standard gewordene, methodisch unterschiedliche Instrumentierung der Disziplinen. Und ich ziele zweitens darauf ab, dass die methodischen Hebel auch ausgewechselt und angesichts des Umstands, dass der Sachbereich – die Familie, die Geburt der Familie – im Natur-Kultur-Übergangsfeld liegt, jeweils zusätzlich angesetzt werden. So wäre, um zu exemplifizieren, die fa-

milien(gruppen-)ähnliche Primaten- (resp. Frühmenschen-) Horde nicht nur daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie soziobiologisch (ethologisch), also naturwissenschaftlich, zu beschreiben ist, sondern auch, ob kulturanthropologisch-ethnologische, also kulturwissenschaftliche Instrumentarien heranzuziehen sind. Umgekehrt: Gegenüber Formen, die – wie die klassischen matrilinearen Verwandtschaftsgruppen der Irokesen (Nordostamerika) – evidentermaßen kulturell organisiert sind, wäre – mit vertauschten Vorzeichen – versuchsweise naturwissenschaftlich vorzugehen. Da die unterschiedlichen methodischen Werkzeuge zu unterschiedlichen sachlichen Daten führen werden, ist das Vorgehen um den Vergleich, die dimensionale Schärfung, die Neuauswertung der Ergebnisse zu ergänzen. Der Zweck des Verfahrens liegt in der Chance, am Gegenstand – der Familie, der Geburt der Familie – den Charakter nicht nur natürlicher, sondern kultureller Bedingtheit – und vice versa – sichtbar zu machen: Die Familie entsteht im Spannungsfeld von Natur und Kultur zugleich; ihre Geburt vollzieht sich als Übergang von einer Seinsstufe zur anderen, und der Forschung muss es darauf ankommen, den Vorgang möglichst lückenlos nachzuzeichnen.

Dass das Geschehen gleichwohl nicht als allmähliche, „graduelle“ Entwicklung, sondern – das zählt zu meinen Grundannahmen – als „Sprung“ stattfindet (Lipp, 1996), führt zu einer dritten methodisch-methodologischen Bestimmung: Evolution läuft nicht eintönig, ohne Höhepunkte, Zusammenbrüche, Absichtungen oder Neuanfänge ab. Sie lässt vielmehr „Emergenzen“ (vgl. Luhmann, 1984, passim; s.a. Parsons, 1937; systemtheoretisch-soziologisch; ferner C.L. Morgan, 1923, philosophisch), den Durchbruch „höher“ organisierten, neuen „Seins“ auf neuer „Seinsschichtenstufe“ zu (s. N. Hartmann, 1940, philosophisch; darauf aufbauend z.B. Lorenz, 1973, biologisch-ethologisch), und für die Forschung muss es darum gehen, den Vorgang adäquat, schon vom Konzept her treffsicher, abzubilden. Wenn Konrad Lorenz (1973, S. 48, et passim) in diesem Zusammenhang auch von „Fulgurationen“ sprach, war der Ausdruck vielleicht nicht glücklich gewählt. Um das „Aufblitzen“, „Aufleuchten“ von Eigenschaften, die Systeme im Evolutionsprozess neu gewinnen, von Sach- und Gestaltqualitäten, die „autopoietisch“ (Maturana, 1982; Luhmann, 1984) zusammenschießen, in Selbstlauf übergehen und sich steigern zur Eigenwelt, handelt es sich so oder so. Dass die „Natur keine Sprünge“ (Carl von Linné, ursprünglich Aristoteles) mache, ist zwar verbreitete Meinung; sie gilt – oft unbefragt, aus bloßer Tradition – bei den Wissenschaften, besonders den Naturwissenschaften, wird aber nicht – oder doch nicht rückhaltlos – durch die Natur schon selbst autorisiert. Was unvoreingenommen zu beobachten ist, sind in der Tat „Metamorphosen“ – Gestaltwandlungen, Gestaltbrüche und Gestaltephiphanien –, und dies nicht nur „von der Raupe zum Schmetterling“ (die nur die Außenform tauschen, genetisch aber kohärent bleiben), sondern im Sprung von der Natur eben zur Kultur: Dem Affen zum Menschen, der Horde zur Familie, von Trieb und Gebell zu Sprache und Sinn.

Evolution, die überleitet von der Natur- auf die Kulturebene, lagert die Funktionsflüsse, die die Systeme charakterisieren, entscheidend wirklich um. Was beim Kind zum Beispiel Lallen ist – Lallen, getragen von Instinkten, Gefühlen –, öffnet sich beim Erwachsenen zum Horizont von Zeichen, Symbolen, Bedeutungen und stiftet Bezüge geistiger Art. Wäre es illegitim, vom hier gegebenen „ontogeneti-

schen“ Befund – dem Sprung vom Kind zum Erwachsenen – zurückzuschließen auf zugrundeliegende, vom Vormenschen zum Menschen drängende, „phylogenetische“ Wurzeln? Dem Menschen wäre es dann – man mag es als verderbenbringend ansehen oder nicht – ganz wie König Midas ergangen: Alles, was er anfaßte, geriet ihm zu Gold, einem Tatbestand, übertragen gesprochen, der mit Symbolen – symbolischen Verweisungen, semantischem „Schimmern“ – über und über besetzt ist, und jener Sprung, den die Natur zur Kultur hier tat, liegt dann darin, dass mit Symbolen, dem Gebrauch von Sprache, kurz: Mit „Sinn“ ein Licht aufleuchtet, das die Szene nicht nur punktuell, dort oder da, sondern in allen Lagen zugleich erhellt – ein Licht, hinter das, wer es kennenlernte, nicht mehr zurückkann.

Die Forschung steht hier vor der Aufgabe, Sprünge dieser Art methodisch angemessen nachzuvollziehen. Klassisch gesprochen, stehen die Methoden des „Verstehens“, der „Hermeneutik“, der „Interpretation“ zur Verfügung; konkret und im Einzelfall muss es darum gehen, am Gegenstand eben jene Bereiche, evolutiven Schnittfolgen und Wechselschritte (Ebenensprünge) herauszuarbeiten, an die die genannten kulturwissenschaftlichen Verfahren überhaupt anzulegen sind. Hierzu bedarf es gewiss des Augenmaßes. So wäre am Beispiel der Familie, der Genese der Familie, plausibel etwa zu zeigen, dass verstehende Methoden dort in Geltung treten (und erkenntnisfördernden Wert erhalten), wo die Verwendung von Symbolen, Ritualisierung, das Auftreten von Normen in ersten Keimen, ersten Ansätzen zu beobachten ist. Ergäbe es sich, dass die Interpretation (insbesondere einzelner, fraglicher Sachverhalte) dann schlüssiger würde – schlüssiger würde dahingehend, dass sie einen Kosmos neuer, sinnregulierter, von der Naturebene sich abhebender, autopoietisch sich schließender soziokultureller Systeme abbildete –, wäre dies Forschungsgewinn genug, und man hätte erreicht, den Kultursprung, um den es geht, selbst festzuhalten. Parallel dazu wäre die Probe aufs Exempel freilich auch aus der Gegenrichtung, der Optik und Zugangsweise einschlägiger naturwissenschaftlicher Verfahren zu machen. Das missing link des Natur-Kultur-Übergangsfelds und jener evolutive Wechselschritt, den die Familie vollzieht, können nicht von lediglich einer, sondern müssen von beiden Seiten – der Kultur- wie der Naturseite – her verortet werden. Im Folgenden gehe ich auf die möglichen evolutiven Schnittstellen, an denen die Forschung hier ansetzen kann, genauer ein.

II.

Damit komme ich zu Abschnitt II meiner Überlegungen, zur Erörterung der wichtigsten inhaltlichen Zusammenhänge zum Thema, und unterscheide dazu zwei Komplexe: Den Komplex 1 der Familie als Drehscheibe des die Evolution des Menschen biologisch tragenden, engeren Vorgangs der „Reproduktion“ (die Frage nach dem Stellenwert, den „Sexualität“, verstanden als triebhaft-instinktueller Größe, im Geschehen innehat, ist hier inbegriffen); und den Komplex 2 der Familie als Ausgangspunkt und Substrat für Entwicklungen, die ich „Prokreation“ – Lebenssteigerung, Daseinsschöpfung, Höherentwicklung in kultureller Hinsicht – nenne; ich spreche darunter vor allem Mechanismen an, die die Familie umwandeln, um-

prägen zur „Verwandtschaftsgruppe“ – Verwandtschaftsgruppe hier verstanden als „künstliche“, insbesondere symbolisch-kulturell „konstruierte“, soziale Abstammungs- und Statusgemeinschaft –, und gehe dabei (unter Punkt 3) näher dabei auf Fragen des „Inzesttabus“, der „Exogamie“, der „Mütter-“, „Kinder-“ und „Väterrolle“ ein.

1. Dass die Familie, die frühe Familie, in der Evolution des Menschen (vom Tier zum Menschen) das missing link darstellt, macht schon ein Blick auf die elementare, biosozial wie soziokulturell gleichermaßen grundlegende, systemische Funktion der Familie deutlich (s. zur neueren Diskussion: Troost & Filsinger, 1993). Biologisch gesehen steht das Leben fortwährend unter dem Druck, „Selektionen“, Ausmerzungen, seitens der „Umwelt“ zu widerstehen; es begegnet den Herausforderungen, die es tödlich bedrohen können, dabei einerseits durch „Anpassung“ – nur angepasste, den Selektionsdruck insoweit auffangende Formen überleben –, und es begegnet ihnen zum anderen, und parallel dazu, durch gesteigerte „fitness“ im Lebenskampf, i.e. hohem „reproduktiven Erfolg“ und vermehrte, Generation auf Generation folgende Nachkommenschaft.

Tragen nieder organisierte Lebewesen (von staatenbildenden Sondergruppen wie Termiten oder Ameisen einmal abgesehen) diesen Kampf gleichsam als Einzelkämpfer, in isolierter, bloß individueller Konfrontation mit selektiven Größen, i.e. potentiellen Extinktoren, aus – so dass, wenn der Frosch seinen Laich absetzt, Selektion nun doppelt, bei Frosch und Laich zugleich drohen wird –, stützen sich höher organisierte Tiere – wie viele Vögel, die meisten Säugetiere, die Affen und auch der Mensch – hier auf eine besondere evolutionäre Errungenschaft, die Familie, ab. Die Familie (beim Frühmenschen: „Protofamilie“; bei Tieren: „Familoide“ Gruppe, „Horde“ oder „Teilhorde“) erweist sich dabei nicht nur als Ort – insbesondere systemischer Ort –, an dem die reproduktiven Potenzen, Aktivitäten und Chancen der Beteiligten zusammengefasst und gebündelt werden; sie stellt, biowissenschaftlich gesehen, zugleich das Bollwerk dar, das den Reproduktionsprozess absichert auf der Basis zunehmend abgestimmter kollektiver („altruistischer“) Leistung (vgl. zuletzt bes. Dugatkin, 1997).

Kulturwissenschaftlich gesehen, erscheint die Familie als „Institution“. Sie ist Institution, i.S. des (soziologischen) terminus technicus verstanden (vgl. Gehlen, 1956; Lipp, 1987/94), dergestalt, dass sie Reproduktion, einschließlich zugrundeliegender sexueller Antriebe, a) auf gruppenspezifisch befestigte, spezifisch soziale Organisationsebenen hebt; b) dass sie Reproduktion inhaltlich spezifiziert und von einhakenden soziokulturellen Normen, Werten, Leitideen her steuert; und sie ist c) Institution schließlich dergestalt, dass sie Reproduktion (bei zunehmender Verflechtung mit „Sozia(bi)lisation“, „Enkulturation“, „Personalisation“) zeitlich auf Dauer stellt und über Einzelmomente hinaus auf Kohärenz und Kontinuität einregelt (vgl. bes. Claessens, 1962/67, 1973).

In der Tat kann man den Wechselschritt, den die Familie von der Natur zur Kultur hin tut, gerade in Anbetracht ihrer Grundfunktion, nämlich der Gewährleistung von solidem reproduktiven Erfolg, studieren. Blickt man auf die Familie von der Warte der Biologie aus, scheint ihre Ausformung zu immer komple-

xerer sozialer Gestalt, ihr Wandel zur eigendynamischen (selbstorganisierenden) soziokulturellen Institution, die Konsequenz lediglich des elementaren biologischen Mechanismus zu sein, fitness langfristig von direkter, externer „selektiver Pression“ (Claessens, 1973) abzukoppeln. Familienregeln wie Heiratsregeln, Familienrituale wie Reifeweihen, Familienrollen wie Mütter-, Kinder-, und Väterrollen, schließlich Familienfunktionen wie Versorgung und Sozialisation werden dabei dahingehend verstanden, Nachkommenschaft, reproduktiven Erfolg, unter komplexer werdenden ökosystemischen Bedingungen möglichst stabil, möglichst optimal, möglichst autopoietisch (man könnte auch sagen: „Selbstselektiv“; WL) zu sichern (zur Rolle, die Institutionen im Evolutionsprozess generell ausüben, vgl. Meyer, 1997). Sieht man die Dinge umgekehrt, mit kulturwissenschaftlichen Augen, wird man zwar nicht leugnen, dass die Familie, was ihre Herkunft betrifft, ins Biologische zurückverweist; man wird die Aussage der Biologie, dass die Familie, je komplexer das (organismische) Dasein sich organisiert, zur Drehscheibe des Reproduktionsgeschehens, i.e. biologischer Reproduktion selbst avanciert, nunmehr freilich uminterpretieren und zeigen, dass die Familie als „Keimzelle“ (i.e. „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“; Goethe) aller späteren, i.e.S. soziokulturellen Organisation fungiert. Die Familie stellt, wie sich aus dieser Blickrichtung erweist, hier den Wurzelstock nicht nur elementarer, „genetischer“, sondern fortzweigender (und im Fortzweigen gewiss emergenter) „kultureller Abstammung“ dar: Sie liegt „Geschlechterfolgen“ – komplexen, oft bizarren, sozialen „Verwandtschaftslinien“, der Bildung von „Stämmen“, „Völkern“, „Staaten“, ja dem Durchbruch der „Weltgesellschaft“ (der sich vielleicht untergründig, im Kern „familialem Ethos“ verdankt; vgl. Gehlen, 1969) – nicht nur evolutionsbiologisch, sondern kulturgeschichtlich (vor-/frühgeschichtlich; zeitdiagnostisch) als Faktor (Restfaktor, Bezugsgröße) schon immer zugrunde.

Ich breche die Überlegungen zu Komplex 1 meiner Fragen hier ab und halte fest, dass Letztergebnisse – nähere wissenschaftliche Daten zu jenem Natur-Kultur-Wechselschritt – erst bei interdisziplinär zumindest gedoppelter, komparativ überprüfender, sachbezogener Forschung selbst zu erzielen sind. Sie sind hier nicht zu leisten, und auch die nachstehenden knappen Äußerungen zu den Komplexen 2 und 3 der Fragen – Punkten, die die Familie primär als prokreative Größe betreffen – bleiben unter diesem Vorbehalt und verstehen sich als vorläufiges, bloß exploratives Unternehmen.

2. Gleichwohl geht es darum, die Zusammenhänge einmal zu sichten. Über die Analogien, Transponierbarkeiten und eben Wechselschritte hinaus, die zwischen „Reproduktion“ (biologischer Reproduktion auf der Basis kompetitiver „Darwin-Selektion“, vgl. Thornhill et al., 1997, S. 209f.) und „Prokreation“ generell bestehen – ich habe letzteren Terminus, Prokreation, zur Kennzeichnung „schöpferischer“, spezifisch „kultureller Hervorbringungen“ (auf der Basis innovativer „Spencer-Selektion“; Thornhill et al., a.a.O., l.c.) eingeführt –, muss es möglich sein, Natur-Kultur-Entsprechungen auch an familialen Einzelmechanismen – der Gattenschaft, dem Inzesttabu etc. – aufzuzeigen. Von unterschiedlichen Einzelfächern, so der (Sozio-) Biologie, der Ethnologie, der Kulturanthropologie, der Kulturgeschichte herkommend, hat die Forschung die

Dinge i.d.R. hier unter dem Stichwort „Verwandtschaft“, und der Formen der Verwandtschaft, zusammengefasst. Verwandtschaft bleibt Zielpunkt auch der folgenden Überlegungen.

Nehmen wir das Phänomen zunächst der „Gattenschaft“ in Augenschein. Im Deutschen bezeichnet das Wort ein Doppelverhältnis, nämlich den Umstand, dass „Gatten“ ein Begattungsverhältnis teils biologisch, im Sinne von „Kopulation“, teils kulturell, im Sinne von „Ehe“ (-Versprechen) bzw. auf der Basis bestimmter Rituale, Regeln und Werteeiden eingehen (können). Im Angelsächsischen werden die Phänomene schon umgangssprachlich, und um so präziser wissenschaftssprachlich, genauer unterschieden. Man sagt „sex“, wenn man den elementaren biologischen (instinkthaften, triebhaften) Vorgang meint, aber „gender“, wenn man auf die eingeflochtenen, sex ggf. überwölbenden, institutionellen und kulturellen Momente Bezug nimmt (s. näher Ortner & Whitehead, 1981). In der Tat sind die Dinge, die ganz unterschiedliche Sachverhalte markieren, auch analytisch streng auseinander zu halten. Zwar kann Kopulation, kann sex zu Empfängnis, Schwangerschaft und Kindern führen; sie begründen dauerhafte soziale Bindung, stabile Abstammungsmuster und kurz: Die Formen und Funktionen einer Familie – durch die Menschwerdung erst möglich, „Humanvermögen“ (Kaufmann, 1990) aufgebaut und höhere soziokulturelle Kompetenzen vermittelt werden können – nicht aber schon eo ipso. Zum Vorgang der Kopulation – als (bloß) „natürlichem Geschehen“ – müssen die Regelung von gender: Die Ordnung und Zuordnung der „Geschlechter“ selbst, die Festlegung der „Geschlechterfolge“, die Konstruktion von „Verwandtschaftslinien“ erst hinzutreten, und dieses Hinzutreten hat, wie die Forschung hervorhebt, den Charakter durchaus des „Künstlichen“ (dazu ausführlicher Lipp, 1986/94, am Beispiel des „Geschlechtsrollenwechsels“). Es erfolgt im Rahmen oft zugespitzter, hochdramatischer, ritueller Verrichtungen und nimmt die Motive der Betroffenen, ihre Bindungen wie ihre Interessen, normativ, bis hin zur „Umkehr der Antriebsrichtung“ (Gehlen, 1956, S. 266 u.ö.) in Regie.

Doch weist der Zusammenhang eine noch andere Seite auf: Sex und gender entsprechen sich auch, und sie scheinen sich, was die Entwicklungsgeschichte des Menschen angeht, in frühen Phasen einander genähert, ja miteinander vermischt zu haben. So weisen Lovejoy (1981), Fisher (1982) u.a. darauf hin, dass das Erscheinen des Menschen – dass weitere, höherführende Hominisation, wie sie auf der Stufe der Australopithezinen vorlag oder möglich wurde – eng verbunden war mit einem Wandel des frühmenschlichen sexuellen Habitus. Demnach scheint namentlich der Übergang von manifesten, z.B. olfaktorisch erkennbaren, zu latenten oder verdeckten Formen der Ovulation (des Eisprungs; der physiologischen weiblichen Empfängnisbereitschaft), wie die Australopithezinen-Frau ihn erstmals ging, für diesen wichtigen, genuine kulturelle Anknüpfungen erst ermöglichenden, evolutionären Verhaltenssprung verantwortlich gewesen zu sein. Was sich anbahnte, war nicht nur die Entkoppelung von Brunst, Balz und Kopulation von vorgegebenen biologischen Rhythmen; mit der zunehmenden sexuellen Dauerstimulation, die Männer an Frauen zu binden begann, reicherten sich die Beziehungen, auf die die Geschlechter sich einließen, auch in komplexer werdender, sachlich-sozialer Hinsicht an. Die Frauen

entdeckten, dass die Männer, die sie anlockten, nicht einfach nur (sexuelle) Befriedigung suchten, sondern Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten erwiesen, die Beute teilten, Schutz gewährten und für sie und die Kinder für Nahrung sorgten. Die Entwicklung habe – so die spekulativen Schlussfolgerungen besonders bei Fisher – dazu führen können, dass Frauen und ihr Lebenskreis – Kinder, die Für- und Vorsorge für Kinder, Schlaf- und Mahlgemeinschaften, das „Lager“, das „Nest“ generell – für Männer als Ganze immer attraktiver wurden. Die Konstellation – so weiter Fisher – schlug schließlich um. Das neue System, das Männer, Frauen, Kinder und ihre Beziehungen jetzt zusammenfasste, erwies sich als evolutionär höchst erfolgreich; es verschaffte fitness, Überlebensvorteile, nicht nur im engeren biologischen Sinn, sondern wirkte prokreativ und gab das Aufkommen genuiner moralisch-kultureller Kategorien frei: Die Wertschätzung von Frauen über die augenblickliche, sexuelle Anziehung hinaus; die Bejahung von Kindern – und damit verbunden: Die Bejahung von Vaterschaft selbst –; die Verpflichtung und Mitverpflichtung auf Kinderpflege; ja die „Zähmung“ („Domestikation“) des Mannes überhaupt, seine An- und Einbindung in ein gemeinsames „Haus“ (dazu gut: LaFontaine, 1981). Sollten die Dinge schon von hier, der paläontologischen Spur, aus, wie sie „Lucy“, die Australopithecinen-Frau, als „Leitfossil“ vor Jahrmillionen gelegt hat (s. zuletzt: Johanson & Blake Edgar, 1996/98), auf die Bildung z.B. von Monogamie, jener kulturell bis heute hochbewerteten, „klassischen“ Form der Ehe zugelaufen sein? Helen Fisher suggeriert es, doch muss man sich hüten, solchen Vermutungen allzu direkt nachzugehen.

3. Wechseln wir, den Prämissen der methodischen Doppelführung entsprechend, an dieser Stelle erneut die Perspektive und fragen, wie wir den Übergang (Sprung) von Reproduktion zu Prokreation, von „wildem“, vormenschlichem, zu „gezähmtem“, menschlichem Verhalten – nicht mehr nur, wie soeben, von den Naturanlagen, sondern von den ins Dasein getretenen, autopoietisch sich aufbauenden, kulturellen Mechanismen her rekonstruieren können. Was geschieht mit Natur, insbesondere menschlicher Natur, wenn sie in den Sog von Kultur – einer den Möglichkeiten nach angelegten, komplexeren systemischen Seinsstufe – gerät? Blicken wir – am Beispiel der Drehscheibe des Vorgangs, der kardinalen Schaltstelle „Familie“ – vorab hier einmal auf das Phänomen familialer „Geschlechterrollen“ („Geschlechtsrollen“), so zunächst der Rolle des „Mannes“.

Wie die Forschung plausibel macht, ist die Bildung solcher „Rollen“ – die Ausprägung standardisierter kultureller Verhaltensschemata – nicht einheitlich und mit gleichem Gewicht, sondern für Männer und Frauen unterschiedlich erfolgt. Der Stellenwert, den Männer und Frauen im Reproduktionsgeschehen innehaben, war für den archaischen Menschen nur vage durchschaubar und wurde offenkundig differentiell eingeschätzt. Mussten die Leistungen und Qualitäten, die in der Protofamilie identifizierbar mit Frauen waren – das Gebären, Säugen und Versorgen von Kindern – damals unmittelbar evident gewesen sein, so dass die von Frauen erbrachte reproduktive Leistung zusätzlicher kultureller Profilierungen – der Prägung eben zur besonderen „Mutter“-Rolle –, kaum mehr bedurfte (vgl. Gough, 1971; Ortner, 1972), blieb der Status, den Männer im Sys-

tem einnahmen, ursprünglich verdeckt und ungewiss (s. erstmals Read, 1918; Malinowski, 1922/79; ähnlich heute Müller, 1984). Nicht nur, dass es für den Frühmenschen schwer war, zwischen sexueller Kopulation, erkennbarem Schwangerwerden der Frauen und der Geburt von Kindern von bestimmten Männern zu bestimmten Frauen einen Zusammenhang zeitlich herzustellen; die Zugehörigkeiten blieben auch sachlich in der Schwebe: Während Frauen und die Kinder, die sie zur Welt brachten, offenbar „ein Blut“ darstellten und „blutsverwandtschaftlich“ verbunden waren (Fox, 1967; Tyrell, 1978), trug der Platz, den Männer hier hielten, grundsätzliche Fragezeichen: *Mater certa, pater semper incertus est*. Zwar hat am Nachweis von Vaterschaft – purer biologischer Vaterschaft –, wie sie heute definiert und rechtlich, z.B. unterhaltsrechtlich, in Gesellschaft und Kultur verankert ist, in archaischer Zeit Bedarf nicht bestanden; aus nicht zuletzt ökonomischen Gründen – nämlich dem Gebot, zwecks Lebens- und Überlebenssicherung mit Artgenossen, hier Frauen und Kindern, verlässlich kooperieren zu können –, mussten Männer zunehmend aber daran interessiert sein, gegenüber Mütter-Kinder-Gruppen – die gleichsam „Zukunftsfähigkeit“ versprachen – Urheberschaften, Zuständigkeiten und kurz: Ihre besondere familiäre „Rolle“, einzufordern.

Was nicht „von Natur aus“ – lebensunmittelbar, dem Augenschein nach – in sich schon als schlüssig erschien, musste „sinngemäß“ – auf kultureller Ebene – mittels Riten, Regeln und Symbolen hergestellt werden: Die Einbeziehung des Mannes in die Familie – eine Familie, die Gestalt annahm als System von Familienrollen. Was die Männerrolle betraf, ging es vorab dabei darum, Unterscheidungen zu treffen zwischen „Gatten“ und „Vätern“. Wenn männliche Lebewesen um weibliche – sexueller Dimorphismus vorausgesetzt – im Prozess der Fortpflanzung grundsätzlich konkurrieren – Reproduktion, so die Sichtweise der (Sozio-)Biologie (z.B. Meyer, 1982), findet statt als Wettbewerb (von Männern, resp. Samenzellen) um das „knappe Gut Frau“ (die Eizelle) –, ergibt sich – hebt man den Vorgang auf die kulturelle Ebene, die Ebene der Prokreation –, dass der Zugang zu diesem Gut auch nun beschränkt, reguliert und „lizenziert“ (sozial zugelassen) werden muss. „Gattenschaft“ – der Status als Gatte, die Lizenz also zur Kopulation – ist nicht nur biologisch, entlang natürlicher Bedingungsketten, sondern auch kulturell, entlang symbolischer Bestimmungen, nicht beliebig abrufbar. Sie wird weder unbegrenzt, ohne Einsatz, noch ohne Verlust, ohne „Opfer“, zur Verfügung gestellt. Ihre Zuteilung – eine Zuteilung immer selektiver Art – erfolgt im Rahmen trennscharfer, von Tabus, Askesen, Trancen besetzter kultureller „Rituale“.

Rituale – hier primär Fruchtbarkeitskulte, Reifeweihen, Inszenierungen von Geburt und Wiedergeburt – üben im Kulturleben die Funktion aus, dem Dasein „Sinn“ zu geben (vgl. Bühl, 1982, Vester, 1986); sie geben Sinn, neuen lebenspraktischen Sinn, vor allem in Bannkreis von „Krisen“ – jenen Unsicherheiten, Gefährdungen und Schrecknissen, wie noch unbekannte (resp. unregelte) künftige Umstände sie mit sich bringen (s. näher Lipp, 1997b, S. 216f). Ihre Adressaten – hier Burschen, Jungmänner – machen in der Regel nachhaltige, psycho-physisch ebenso erschütternde, wie charakterlich erst prägende soziale Erfahrungen: Den Statuswechsel vom „Kind“ zum „Erwachsenen“ durch. Am

Ende treten sie ein in den Rang, den neuen spezifischen Rang, „Männer“, „reife Männer“ zu sein; sie werden zum „Ehemann“ lizenziert und nehmen ihre „Rollen“ in „Familien“ (ihren „Zeugungs-“ bzw. „konjugalen Familien“) als „Gatten“ auf.

Was bei Frauen – ich wiederhole – „von Natur aus“ evident schien: Dass sie Sexualpartner waren, Mütter sein konnten und Kinder hatten, musste bei Männern „dem Sinne nach“ erst vertieft und übersetzt ins Kulturelle werden: Frauen schienen zu Frauen (und Müttern etc.) gleichsam „geboren“ zu sein; Männer werden zu Männern (Gatten, Vätern) kultursymbolisch dagegen „gemacht“, und man hat gesagt, dass der Vorgang – die „Wiedergeburt“ von Männern zu einer neuen, jetzt kulturell definierten „Identität“, die Übernahme profilierter männlicher gender-Rollen – die Züge eines „Schmiedeprozesses“ trug (Poole, 1982). Was an Naturanlagen, sexuellen Antrieben etc. bei Männern hier „einzuschmelzen“ war, wurde ausgeglüht, gehämmert und zurechtgebogen in der Tat im Feuer der Rituale. Wurden Fruchtbarkeitskulte, Reifeweihen etc. an Frauen (Mädchen) oft nur abgeschwächt, d.h. in Spiegelung von Vorlagen vollzogen, wie Männerrituale sie darstellten (s. z.B. Thurnwald, 1932, S. 52ff.), griffen sie ins Männerleben nicht nur direkter, sondern trennschärfer ein; über die Schaffung der Rolle von „Gatten“ hinaus führten sie zur Befestigung – i.e. kulturellen Befestigung – speziell der Rolle von „Vätern“.

„Vater werden“, Vater biologisch werden, „ist nicht schwer“: Schon das geflügelte Wort sagt es aus. „Vater sein“, Vater sein im kulturellen Sinne, stellt dagegen einen komplizierten, moralisch besetzten (oder besetzbaren) sozialen Status (z.B. der Unterhaltungspflichtigkeit) dar und es wird nötig, die damit verbundenen Bestimmungen genauer festzuhalten:

Der Status des „Vaters“ ist dem des „Gatten“ insoweit nachgeordnet, als letzterer, der Gattenstatus, den des Vaters erst ermöglicht, ja überhaupt begründet. Erst wenn geklärt ist – rituell geklärt ist –, welche Männer welchen Frauen zu Gatten gegeben sind, können Kinder, die Frauen gebären – gleichviel, wie die Zuordnungen biologisch-genetisch verlaufen (sie bleiben als solche lange im Dunkeln) –, bestimmten Männern als „Vätern“ zugerechnet werden. Erst wenn Männer und Frauen, mit anderen Worten, durch Gattenschaft verbunden sind, erst wenn sie, mit Levi-Strauss (1949/81, Kap. VIII) gesprochen, „Allianzen“ – Heiratspakte, Ehebindnisse – auf zeitgleicher, horizontaler Ebene geschlossen haben, lassen sich ihre Beziehungen zu Kindern (Enkeln, etc.) auch vertikal, zeitverschoben, als „Deszendenz“, in der „filiativen“ Linie, und das heißt: Im Sinne von „Abstammung“ (insbesondere „kultureller Abstammung“, „gender“, „Verwandtschaft“) regeln.

Die Gattenrolle geht, wie wir sahen, der Rolle des Vaters voraus. Letztere, die Rolle des Vaters, wird – obwohl von entscheidender Bedeutung für die Bildung von Verwandtschaftssystemen – noch zusätzlich durch den Umstand verdeckt, dass sie konfrontiert ist mit dem hohen reproduktiven Gewicht, das „Müttern“ (bzw., auf prokreativer Ebene: „Mutterrollen“) im Leben zukommt. Wenn bei der Bildung von Verwandtschaftssystemen die entscheidende kulturelle Bedingung darin liegt, welchem der Allianzpartner – dem Gatten oder der Gattin, dem Mann oder der Frau, oder schließlich beiden –, die aus der Verbindung

hervorgehenden Kinder „anheimgegeben“ werden – anheimgegeben werden z.B. als wertvolle, im Überlebenskampf benötigte Arbeitshilfen und Arbeitsgefährten –, dann konnte solche Zuordnung gewiss auch einseitig, mit Schwerpunkten besonders bei den Frauen (den physischen Müttern) ausfallen. Kam es in letzterem, wohl ursprünglichen Fall zum Entstehen einseitiger „matrilinearer“ Verwandtschaftssysteme (wie extrem bei den indischen Nayars), so im Fall der Zuordnung auf die Männer (die kulturellen Väter) zu „patrilinearen“ Mustern (wie extrem im traditionellen China). Gleichwohl schälten sich im Aufbau von Verwandtschaft am Ende Gemeinsamkeiten heraus: Hier wie dort, von den Anfängen an bis zur Gegenwart kommt „Vätern“ die Funktion zu, der Abstammung der Menschen, der Filiation von Kindern aus Elternpaaren, erst hinreichende kulturelle Tiefenschärfe zu geben: Auch dort, wo Verwandtschaft matrilinear organisiert ist (und insoweit auf natürliche „blutsverwandtschaftliche“ Evidenzen zurückgreifen kann), bleiben es die Väter, die die Zuordnung von Kindern auf „Mütter“ (bzw. Töchter und Töchtertöchter) – nämlich bestimmte (benennbare) Mütter, die bestimmte (benennbare) Gatten haben – strukturell erst tragen, d.h. semantisch kodieren und symbolisch begründen können.

Geht man den Zusammenhängen im einzelnen nach, stellen sie sich als hochverschachtelt dar. Wie die ethnologische Forschung näher belegt (vgl. nur Thurnwald, 1932; Murdock, 1949/1957; Levi-Strauss, 1949/1981; Müller, 1984), nehmen Verwandtschaftssysteme von einfachen, „kernfamilialen“ Gebilden bis hin zu großen „Stämmen“, zu „Clan“- und „Sippenverbänden“, dabei oft bizarre, in jedem Falle aber variantenreiche, plurale Formen an. Wir geben die Diskussion an die Ethnologie hier freilich zurück (vgl. zuletzt z.B. Kraus, 1997) und wenden uns abschließend einem den Dingen vorgelagerten, für unser Thema strategischen Mechanismus, dem Phänomen des „Inzesttabus“ zu.

Gerade das Inzesttabu – als strenge, zunächst biologisch plausible, innerfamiliale Kopulationsbarriere – ist es, von dem die Bildung familialer, damit schließlich aber expliziter, kultureller Daseinsweisen ihren Ausgang nimmt. „Das Inzestverbot ist das Verfahren, mit dem die Natur sich selbst überwindet; es ist der Funke, der eine neue und komplexere Struktur entstehen lässt, welche die einfacheren Strukturen des psychischen Lebens überlagert und integriert, so wie diese die noch einfacheren Strukturen des tierischen Lebens überlagern und integrieren. Es zeitigt und ist selbst die Heraufkunft einer neuen Ordnung“ (Levi-Strauss, 1949/1981, S. 74.). Wie ist das Verhältnis, in dem reproduktive zu prokreativen Faktoren hier stehen, evolutionstheoretisch näher zu klären? Auch hier kann ich lediglich Stichworte geben:

Dass beim Menschen – wie bei vielen Tierarten – eine Abneigung davor besteht, es zwischen Eltern und Kindern (und zwischen Kindern bzw. Geschwistern untereinander) zum Sexualverkehr und zur Kopulation kommen zu lassen, ist bekannt. Ist diese Abneigung bei Tieren teils instinktiv, d.h. biologisch-genetisch, teils durch Prägung und Gewohnheitsbildung verankert, wird sie beim Menschen zusätzlich durch Tabus, i.e. einhakende, genuin kulturelle Normen gestützt. Hier wie dort liegen einheitliche biologische Wurzeln zugrun-

de; sie leisten der elementaren biologischen Reproduktionsregel Genüge, im Fortpflanzungsgeschehen möglichst hohe genetische Vielfalt zu erhalten, und dämmen Fitness-Verluste durch Sperren ein, die sie gegen Inzucht (inbreeding) ziehen (vgl. maßgeblich Bischof, 1985).

Dass auch Inzesttabus, wie der Mensch sie praktiziert – Inzuchtverbote im Sinne generell gültiger (wenngleich von Ausnahmen typisch durchsetzter) kultureller Normen – auf die genannten biologischen Mechanismen zurückverweisen, ist plausibel und wird von der Forschung heute nicht mehr bestritten (vgl. Bischof, 1985). Gleichwohl erbringen Inzesttabus in Kultur und Gesellschaft eine zusätzliche, in die ursprüngliche biologische Funktion zwar einhakende, sie zugleich aber überspringende Leistung. Wie überzeugend Levi-Strauss gezeigt hat, haben Inzesttabus nicht nur den Effekt, Inzucht – und d.h., auf die kulturelle Ebene gehoben (und kulturanthropologisch-ethnologisch gesprochen): „Endogamie“ – zu verbieten; über die negative Seite – die Verbotseite – hinaus entfalten sie auch positive, konstruktive, kurz: Prokreative Wirkung und regulieren „Exogamie“. In dem Maße, in dem Inzesttabus Kopulation in der Urgruppe (der Protofamilie, Horde oder Teilhorde) verbieten, werden sie zugleich zum Gebot, das Exogamie, d.h. „Ausheirat“ vorschreibt; sie machen Kopulation – bzw., kulturlogisch genauer: Gattenschaft – mit Partnern zur Norm, die externen (fremden) familialen (protofamilialen) Gruppen angehören und laufen darauf hinaus, dass zwischen diesen Gruppen Allianzen, Heiratspakte geschlossen werden, die soziogenen Charakter haben und immer komplexere, immer dichtere soziale Beziehungsnetze entstehen lassen.

Levi-Strauss hat als Mechanismus, der die hier diskutierten soziokulturellen Regelungen zusammenfasst und überwölbt zugleich, das System des „Frauentausches“ identifiziert. Von „Frauentausch“, „Frauentauschkartellen“ hatte ähnlich schon Max Weber (1921/1964, S. 283, 328, 514) gesprochen. Was den vorliegenden Zusammenhang betrifft, gehe ich auf das Phänomen hier nicht näher ein. Erwähnt sei nur, dass Frauentausch – und „Tausch“ generell – theoretisch zu den fruchtbarsten soziokulturellen Kategorien überhaupt zu zählen ist: Tausch ist – über die engeren ökonomischen Konnotationen weit hinaus – als „Grenzüberwinder“, als „Götterbote“, der die Sphären (resp. Stufen) des Seins wie Hermes überspringt, ganz grundsätzlich zu verstehen (wie die tiefer liegenden Bedeutungsschichten der Kategorien „Wechselwirkung“, „Reziprozität“ oder „Gegenseitigkeit“ schnell erhellen), und wenn Tausch, kulturevolutionär gesehen, in der Tat ursprünglich als Frauentausch – als Tausch biotischer Basispotenzen – erscheint, ist dies kein Widerspruch, sondern führt in die Ausgangsphase – die Welt des vormenschlichen, „wilden“, nicht schon „gezähmten“ („domestizierten“) Lebens – im Wechsel der Perspektiven nur wieder zurück. Dass dabei Frauen – und nicht Männer – passives Tauschobjekt wurden, lässt sich mit dem schon erwähnten Prinzip erklären, dass Frauen für Männer ein „knappes“, nur gegen Konkurrenz verfügbar zu machendes, reproduktives „Gut“ darstellen. Männer übernehmen im Fortpflanzungsgeschehen – das sich für sie als Kampf um Vorherrschaft, i.e. vorrangigen kopulativen Zugriff gegenüber „Mitbewerbern“, darstellt – den aktiven Part. Zwar werden „Kopulationsprämien“, der Vollzug von „Zuchtwahl“ i.S. strikter biologischer Reproduk-

tion, zunächst von Frauenseite gewährt; Männer führen im Prozess zunehmend aber Regie. Man kann das Ergebnis errechnen (s. Trivers, 1978), und der Vorgang wird noch dadurch und dann verstärkt, wenn Männer um Frauen nicht mehr nur individuell, als einzelne gegen einzelne, konkurrieren, sondern sich zu „Koalitionen“ (dazu zusammenfassend: Dugatkin, 1997, S. 125ff.) resp. Pakten zusammenschließen, die die „Nutzung“ von Frauen, i.e. des Reproduktionspotentials von Frauen, schon im Vorfeld unter sich aushandeln. Wie die Forschung belegt, sind Regelungen dieser Art auf den Menschen (Frühmenschen) nicht beschränkt; schon Paviane sind dazu in der Lage (s. Packer, 1977; ferner z.B. de Waal, 1997, S. 236f.), und Frauen können gegenüber Männern in eher passive, abhängige Positionen auch dort einrücken (vgl. auch Paul, 1998, S. 17).

Doch kehren wir zurück zum Phänomen des Inzesttabus. Was war daran deutlich zu machen? Worum ging es mir? Angesichts der Fülle der Fragen, die alternativ hier verfolgt werden könnten, muss meine Antwort – bei allem Bezug auf die Zusammenhänge – gedrängt erscheinen:

Sieht man die Dinge evolutionstheoretisch, erbringt das Inzesttabu für die Familie eine Doppelfunktion: Es macht es 1. möglich, Familien – als Grundeinheiten prokreativer (kultureller) Prozesse – von Horden – den familoiden, vorbis frühmenschlichen Einheiten von Reproduktion – genauer zu unterscheiden; und es zeigt 2. auf, dass und wie Familien – die nun in ihrer Kerngestalt, als „Kernfamilie“ (Gattenpaar mit Kind oder Kindern), erscheinen – in „Verwandtschaft“ eingebettet sind bzw. sich zur Verwandtschaft erweitern. Beiden Funktionen – und das ist entscheidend – liegt zugrunde, dass das Inzesttabu Kopulationen, wie Hordengenossen sie vollziehen, in Allianzen (Gattenbeziehungen) transformiert, die die Mitglieder unterschiedlicher (zueinander extern stehender) Familien (familoider Gruppen, Horden, Teilhorden) eingehen. Wie ist dieser Prozess, über die von Levi-Strauss konstatierten grundsätzlichen Konturen hinaus, biokulturell noch näher zu fassen?

Robin Fox hat hier darauf hingewiesen (1975; sozialanthropologisch, sozio-biologisch), dass Allianz und Filiation (Deszendenz) – jene entscheidenden strukturellen Vorgaben der menschlichen Familie – schon bei Tierpopulationen, z.B. höheren Affen, anzutreffen sind. Treten sie dort jedoch zu gesonderten, für sich bestehenden (familoiden) Organisationsformen auseinander – einmal zur „one male group“, d.h. einer Gruppe dominanter, Harem haltender Männer (z.B. bei indischen Languren; vgl. dazu auch Sommer, 1996); zum anderen zur „multi male group“, d.h. einer Gruppe, in der die Männer Zugang (hierarchisch gestuften Zugang) im Prinzip zu allen Frauen haben (z.B. bei Schimpansen) –, gehen sie beim Menschen, und nur beim Menschen, eine enge innere Verbindung ein. Ist – was Affen betrifft – in one male groups ersichtlich zwar Allianz ausgeprägt – die Lizenzierung und soziale (dominative) Festschreibung von Kopulation –, nicht aber Deszendenz (die – von Haremshalter zu Haremshalter zerbrochen – immer wieder abreißt und erlischt), schälen sich in multi male groups tragfähige filiative Muster – bestimmte, um Frauen (Mütter) zentrierte, stabil gehaltene Abstammungslinien heraus; es kommt nicht aber zu dauerhaften, exklusiven Gattenbeziehungen. Hier wie dort erfüllen die Gruppen ihre biologische Grundfunktion, die Art (resp. bestimmte Genpools) zu erhalten, annä-

hernd äquivalent; sie erheben sich über das Niveau bloßer (natürlicher) Reproduktion freilich nicht hinaus. Erst dem Menschen gelang es – wie ich Fox interpretieren möchte –, Allianz und Filiation, Gattenschaft und Abstammung (Verwandtschaft) zusammenzuführen und auszuformen zu einem einheitlichen, neuen Gebildetyp. Die Familie als emergente, für den Menschen typische, kulturelle Institution entstand; sie setzte zum Ebenensprung, jenem systemischen Wechselschritt, an und gab neue, fortan prokreative Entwicklungen frei.

Wie schon oben plausibel gemacht, hat als Agentur des Prozesses, als zentrale Vermittlungsinstanz, wohl das Inzesttabu, verbunden mit Frauentausch, gedient. Frauentausch darf dabei nicht nur angesehen werden als Methode, durch die Männer sich in den Besitz von Frauen versetzen; seine Bedeutung liegt vielmehr darin, dass er die Familie über die elementare Form der Kernfamilie hinausführt und sie erweitert zum praktisch erst tragfähigen, sozialen System der „Verwandtschaft“. Dass Allianzen von Männern und Frauen, von Gatten, Müttern und Vätern – und abgeleitet: Solidarisierungen von Kindern und Geschwistern – auf Dauer gestellt und kulturell etabliert werden konnten, wäre angesichts der nur beschränkten prokreativen Kapazität, über die Kernfamilien (qua Kernfamilien) verfügen, ohne die übergreifende, weil Wechselverpflichtungen schaffende, stabilisierende Wirkung von Verwandtschaft kaum zustande gekommen; Verwandtschaft, der Ausbau von Verwandtschaftssystemen, erwies sich insofern als Weg, der über die familialen Uranfänge hinausführte und Mensch und Gesellschaft auf kulturelles Niveau auf lange Dauer hob.

III.

Ich schließe meine Notizen zum Thema damit ab und versuche, die Hauptgesichtspunkte zusammenzufassen zu Ergebnissen.

Zur Debatte stand die „Natur“ der „Familie“ – eine Natur, die zugleich Natur und Kultur ist, und eine Natur, von der angenommen wurde, sie wäre gerade von den „Ursprüngen“, den archaischen Entwicklungsphasen der Familie, her angemessen zu erfassen. Etwas im Ursprung aufzusuchen heißt, seine Werdensbedingungen, seine Genese zu rekonstruieren. Der von mir dazu herangezogene, integrierte evolutions- und systemtheoretische Ansatz erhebt hier den Anspruch, den der Ursprungsforschung oft vorgehaltenen Fehler, „reduktionistisch“ – reduktionistisch im Sinne des Rückgangs aufs indifferent Uralte, Ursimple und immer Gleiche – vorzugehen, strategisch gerade zu vermeiden. Werdensbedingungen, generative Zusammenhänge zu erhellen heißt dabei nicht, sie „gradualistisch“, in infinitesimaler kleinster Schrittfolge aufzusuchen. Es heißt von Anfang an, sie mit Emergenz, „aufspringenden“ neuen Qualitäten, dem Phänomen eben des „Sprungs“, in Verbindung zu bringen. Ursprünge stellen tatsächlich Sprünge dar; sie sind als Sprünge: Als Wechselschritt, der Spannkraft und Rhythmus, nicht notwendig aber die Richtung ändert, auch methodisch anzugehen. – So weit meine Maxime zum Verfahren. Was war zur Sache selbst zu sagen?

Der Wandel von Natur zur Kultur, von (biologischer) Reproduktion (und entsprechenden Fitness-Strategien) zu (kultureller) Prokreativität – so lautete unsere Ausgangsthese –, läuft über die Schaltstelle der Familie; die Familie dient als Verbindungsglied, ja gleichsam als „Basislager“, das im Evolutionsprozess zwischen vormenschlich-tierischer Horde und entwickelter ethnokultureller Verwandtschaftsgruppe vermittelt; in dieser Hinsicht bisher weitgehend unerforscht, stellt sie für jede anspruchsvolle, auf interdisziplinäre Integration zielende Evolutionstheorie das missing link dar, an dem die Übergänge, die in Frage stehen, und die Modi dieser Übergänge systematisch geordnet, erschlossen und überprüft werden können.

Hiervon ausgehend, habe ich bestimmte, mir wichtig erscheinende, transformative Prozesse vertieft untersucht: Den Prozess 1. der Transformation von sex in gender; den Prozess 2. der Erfindung des Vaters; und den Prozess 3. der Entstehung von Verwandtschaft und Verwandtschaftssystemen. Die Grenzen dieser Systeme, ihren Niedergang und das Hervortreten neuer, jenseits von Familie und Verwandtschaft operierender, struktureller und kultureller Kräfte – die Bildung von „Männerbünden“ – spreche ich schließlich im Ausblick an. Ich fasse meine Aussagen wie folgt zusammen:

ad 1) Was den Übergang von sex zu gender, biologisch-sexuellem zu kulturellem Geschlecht betrifft, erfolgte er nicht beliebig. Zwischen sex und gender besteht – dies gilt zumindest für die Frühphasen der Kulturentwicklung – ein Verhältnis der Entsprechung, und der „Sprung“, zu dem es hier kommt, liegt nicht darin, dass gender-Systeme gleichsam sex-freie, bloße „Konstrukte“ darstellten, die von den biologischen Grundlagen, ja überhaupt von Stofflichkeit, Materialität, völlig abgehoben wären. Er liegt vielmehr darin, dass der Mensch seinen Antrieben, Beziehungen, Bindungen nunmehr Namen gibt. Er klassifiziert sie, versieht sie mit Bedeutungen und spricht ihnen spezifischen, auf das Leben zurückwirkenden, soziokulturellen „Sinn“ zu.

Hat die „Symbolisierung“ (wie man auch sagen könnte) des Geschlechts einmal eingesetzt, nimmt die Transformation der Dinge freilich zunehmend eigengesetzliche, selbstorganisierende Gestalt an. Energien sexueller Art werden umgelenkt, reguliert und sublimiert im Sinne sich aufbauender distinkter „Geschlechtsrollen“ (Gatte, Gattin; Vater, Mutter; Sohn, Tochter; Geschwister). Sie finden neuen (autopoietischen) Ausdruck, neues (prokreatives) Gewicht in „Verwandtschaft“ und „Verwandtschaftssystemen“ (unterschiedlichen Komplexitätsgrads), und man kann unschwer erkennen, dass in ihnen nicht Gene, Instinkte, Triebe, sondern kulturelle Normen, Riten, Institutionen – und ihre spezifischen „systemischen Codes“, ihre „Leitideen“ – den Ton angeben. Im Grenzfall findet statt, was Gehlen „Umkehr der Antriebsrichtung“ genannt hat.

Dabei hat es den Anschein, dass sich im Verhältnis, in das die Geschlechter zueinander traten, typische Asymmetrien einspielten: Die Anteile, zu denen Natur und Kultur in die aufkeimenden kulturellen Geschlechtskonstrukte i.d.R. eingingen, variieren nicht beliebig. Die Mehrheit der Mythen, Tabus und Normvorschriften, die zur Deutung und Selbstdeutung von Geschlechts(rollen)identität im Umlauf sind (bzw. ethnokulturell im Umlauf waren), setzt Natur-Anteile im Ge-

schlechtsleben bei Frauen höher als bei Männern, Kultur-Anteile bei Männern höher als bei Frauen an (vgl. Ortner, 1972; ferner z.B. Müller, 1984). Feststellungen dieser Art zu treffen, kann gewiss nicht heißen, Wesensaussagen (über die „Natur“ von Mann und Frau „überhaupt“) auszurufen. Dass Männer und Frauen aber, was ihre (kulturellen) Selbstdeutungen angeht, unterschiedliche Bilder gerade über die Naturanteile entwickelten, die sie in sich „austrugen“, lässt darauf schließen, dass eben sie, die Naturanteile, im Geschlechtsleben Realfaktor – schief liegender, sperriger, die Systeme am Ende sprengender Realfaktor – geblieben sind. „Is female to male as nature is to culture?“ (Ortner): Diese Frage ist weder schlechthin mit ja noch einfach mit nein zu beantworten; sie macht aber klar – klar gerade am Beispiel des Geschlechts (von Geschlechtsrollen, von Verwandtschaft) –, dass differente Faktoren am Werk sind, und sollte der Forschung Wege weisen zu zeigen, wie sie evolutionär konkret ineinander greifen.

ad 2) Welche Wandlungen haben sex und gender im Zuge der Entstehung der Familie konkret erfahren? Wo, und genauer: In welchem näherem Geschlechtsrollenfeld, fanden die entscheidenden biokulturellen Übergänge statt? Was hat zur Geburt der Familie wirklich geführt, und worin liegt ihr eigentümlicher Sprung?

Ich vertrete, zusammengefasst, die These, dass es die „Erfindung des Vaters“, d.h. des Mannes in Vaterrolle war, die die Dinge in Bewegung brachte. Obwohl als Kernelemente, die die Bildung von Familien (von vormenschlich-familoiden zu menschlich-familialen Gruppierungen) begleitet haben, Mutter-Kind-Dyaden (in potentieller Töchter-Töchter-Filiation) anzusetzen sind, gab Anstoß zur Kultivierung des Systems die Einbeziehung doch erst des Vaters (vgl. auch Fox, 1967, besonders S. 39ff., der dem Vorgang näheren kulturevolutionären Schwellenwert aber nicht ausdrücklich zuspricht). Mütter und ihre Kinder – obwohl im Überlebensgeschehen des Vormenschen (aufgrund u.a. der verlängerten „Brutpflege“-Phasen) offenbar Kristallisationspunkt sozialer Aufmerksamkeiten, Fürsorgen und Vergemeinschaftungen (z.B. von Mahlgemeinschaften): Mütter und Kinder erweiterten sich zur Familie, d.h. zur normenregulierten, institutionell auf Dauer gestellten, solidarisch-kooperativen Abstammungsgemeinschaft erst wesentlich durch Vorkehrungen (i.e. rituelle Vorkehrungen), durch die Männer Status (i.e. rituellen Status) als „Väter“ erhielten. Erst nun konnte, anders gesprochen, die gesammelte reproduktive Kraft, die von Familien verkörpert und zugleich gleichsam verwaltet wurde, fulgurativ entladen, auf die Ebene der Prokreation gehoben und schöpferisch weiterentwickelt werden.

Dass die Rolle des Vaters mit der des Gatten – als kulturellen Lizenznehmers von Gattenschaft, Ehe und Ehevollzug – eng verbunden ist, ist nicht zu übersehen. Die Schemata sind gegeneinander kaum zu isolieren, und sie bedingen einander komplementär; gleichwohl nimmt die Vaterrolle im „System Familie“ einen entscheidenden Rangplatz ein: Sie allein stellt erst sicher, dass Familien stabile, in den Zuordnungen benennbare, intergenerationelle Verknüpfungen und kurz: Abstammungslinien und Verwandtschaften begründen, die auch Männer – und nicht nur Frauen (Mütter) und Kinder – einbeziehen.

Dass Vätern hier strukturelles Gewicht zukommt, gilt auch für das Phänomen des Frauentausches. Frauentausch, wie wir sahen, hatte soziogene Wirkung. Er

gewährleistete es, dass der Mensch den engen Kreis der Ursprungshorde (Teilhorde) überstieg, interfamiliale (verwandtschaftliche) Beziehungen herstellte und den Aufbau komplexerer, evolutionär höherstehender, sozialer Gebilde überhaupt aufnahm. Die genannte Funktion blieb auf die frühen menschlichen Entwicklungsphasen dabei keineswegs beschränkt. Sie wirkte hinein bis in die jüngstvergangenen, politischen Heiratspakte Alteuropas („tu felix Austria nube“), und noch am späten Beispiel lässt sich zeigen, dass durch Frauentausch nicht nur elementare reproduktive Potenzen getauscht, sondern prokreative, kulturelle Kräfte zugeführt wurden: Frauentausch unterfütterte – und aktivierte – die wirtschaftlichen Beziehungen. Er konnte Frieden stiften auf politischer Ebene, den sozialen Verkehr insgesamt erweitern und überwölbende, neue, kultisch-religiöse Bindungen bewirken.

Hier wie dort führt Frauentausch – ein Tausch, wie Levi-Strauss nachgewiesen hat, von „Töchtern“ – auf „Väter“, kulturell definierte Väter, strategisch zurück. Fehlten die Väter, fehlte es an Töchtern; und gäbe es keine Töchter, existierte kein Gut – insbesondere reproduktives Gut –, das es lohnte, prokreativ – mit Blick auf überhöhende (emergente) soziokulturelle Werte (wie Wohlstand, Frieden, Sicherheit) – getauscht zu werden. Erst Väter und genauer: Die rituelle und institutionelle Festlegung und Prägung von „Väterrollen“ gewährleisteten es, dass der Tausch von Frauen überhaupt Tiefenschärfe, nämlich sublimeren, lebenspraktisch komplexeren, kulturellen Sinn erhielt. Insofern ist Johann Jakob Bachofen (1861/1975) richtungweisend geblieben: Bei allem feinfühligem, damals gegen den Zeitgeist kämpfenden, altertumswissenschaftlichen Durchblick, den Bachofen auf den Status von Frauen, einen ehrwürdigen „matrimonialen“ Status, in frühen Kulturstufen (Vorantike) tat: Bachofen ließ am Ende keinen Zweifel daran, dass Kultur erst mit „Vätern“ – der „Erfindung des Vaters“ – wirklich zu sich selbst kam. Erst mit Vätern setzte nach ihm das Kulturprinzip des „Geistes“ sich durch. Es gewann Oberhand gegenüber dem mütterlichen Prinzip des „Stoffs“ und machte fortan freiere – doch wohl auch gespanntere, dramatischere – soziokulturelle Entwicklungen möglich.

Bringen wir hier, um die Dinge noch zuzuspitzen, einen weiteren Klassiker – Sigmund Freud, den Begründer der Psychoanalyse – ins Spiel. Unsere Schlussfolgerungen haben uns zu ihm ersichtlich in Gegensatz gebracht, und dieser Gegensatz ist festzuhalten: Nicht die „Ermordung“ des Vaters, vollzogen von den Söhnen, war es – wie Freud (1913) in „Totem und Tabu“ es darstellen wollte –, die die Wandlung der Horde zur Familie, den Durchbruch von Selbstbesinnung, Schuldgefühlen und Moral, den Sprung von der Natur zur Kultur möglich machte; nicht darin, dass der Vater beseitigt wurde, lag der Sprung, sondern darin, dass er geschaffen, schöpferisch geschaffen, als Träger der Vaterrolle wurde, und darin, dass er – und seine Rolle – einbezogen, eingereiht und verankert wurden ins neue, jetzt mitentstehende kulturelle System der Familie.

Blickt man auf die Dinge schließlich mit Georg Simmel, dem soziologischen Klassiker, erhalten sie zusätzlichen Akzent. Nach Simmel (1908) sind soziale Gebilde nicht zuletzt durch ihre besondere „quantitative Bestimmtheit“ charakterisiert. So gerinnen Zweierbeziehungen, Paarverbindungen, erst dann zum transpsychischen, in Selbstlauf übergehenden, eigentlichen sozialen System, wenn ein Dritter hinzutritt und Machtkoalitionen, Hierarchien, Festschreibungen (Institutionalisierungen)

im Handlungsgefüge möglich macht. Was Familien betrifft, nehmen sie im ursprünglichen evolutionären Übergangsfeld kulturelle Gestalt in der Tat dadurch an, dass Mutter-Kind-Dyaden (in Töchter-Töchter-Linien), wie sie in Hordengefügen bestanden, über die Einbeziehung von Männern (Gatten) hinaus prokreativ erweitert wurden um Väter. Setzte der Vorgang voraus, dass Männer, ursprünglich „wilde“ Männer, zu Vätern kulturell (rituell) erst gleichsam „gezähmt“ („domestiziert“, „verhäuslicht“) werden mussten (LaFontaine, 1981), hatte er zugleich zur Folge, dass neuen Status, neuen prokreativen Sinn auch Frauen und Kinder erhielten; mit der Erfindung des Vaters war die Geburt der Familie selbst vollzogen.

ad 3) Dass Familie und Verwandtschaft einander bedingen, dass sie kulturlogisch einander voraussetzen, konnte hinlänglich bisher geklärt werden, und ich brauche den Punkt kaum mehr aufzunehmen. Familie ist in Verwandtschaft gleichsam eingeschachtelt. Verwandtschaft wiederum kombiniert Familien (Horden, Teilhorden), die sich (per Frauentausch) austauschen oder ausgetauscht haben – und insoweit Allianzen stifteten –, nach bestimmten filiativen Mustern. Vor diesem Hintergrund beantwortet sich nicht zuletzt die Frage, ob und inwieweit Familien, wie unterschiedlich auch immer sie gefügt sind, einen innersten Kernbestand – eine „Kernfamilie“ – enthalten, die „universal“ vorkommt und Geltung rund um den Globus hat. Zwar behandelt die Forschung die Frage gelegentlich kontrovers (vgl. z.B. Fox, 1967, S. 39ff., mit schwankender Position), und entschieden in Abrede gestellt hat die Universalität der Kernfamilie etwa Rolf Eickelpasch (1974). Die eigenen, hier vorgetragenen Überlegungen zeigen dagegen, dass Familie und Verwandtschaft, so komplexe Formen sie auch annehmen, aufbauen auf dem Verknüpfungsschema der Kernfamilie. In der Tat stellt die Kernfamilie, wie schon Claude Levi-Strauss (1949/1981, zuletzt 1986/1996; ethnologisch-strukturalistisch), George P. Murdock (1949; sozialanthropologisch) oder Talcott Parsons (1954/1964; soziologisch systemtheoretisch) annahmen, das elementare kulturelle (auch biokulturelle) Band dar, das Gatten, Eltern und Kinder (Geschwister) einander zuordnet und einander verbindet. Sie wird auch dort – und gerade dort –, wo ein Gatte, ein Elternteil, das Kind infolge von Tod, Fehlgeburt etc., infolge aber auch extremer familienstruktureller Konstruktion faktisch fehlen oder zu fehlen scheinen, durch Platzhalter bald trivialer, bald ritueller Art (wie bestimmte zereemoniale Gatten, Stiefeltern oder Adoptivkinder) geflickt und wiederhergestellt, und wo immer sie sich „auflöst“ oder aufzulösen scheint (i.S. von „Deinstitutionalisierung“, wie im Falle des living-apart-together, der patch-work-family, der Gays- und Lesben-Gruppen der Kultur der Postmoderne; vgl. Tyrell, 1988), werden von strukturellen Defiziten auch benachbarte soziale Handlungsketten (z.B. Sozialisation, Personalisation) berührt, und sie geraten ins Rutschen.

Doch besteht gegen Familie, Kernfamilie und Verwandtschaft auch ein Kontrapunkt. Die kulturelle Evolution hat sich mit der Schaffung verwandtschaftlich organisierter soziokultureller Systeme nicht begnügt oder begnügen können. Organisationsformen, die auf gender-Modellen beruhten, verfügten auf Dauer über nur mangelhafte funktionale Binnenkomplexität. Auf Lösungen beschränkt, die Probleme aller Art nach Maßgabe von Kompetenzen regeln mussten, die an Verwandtschaft und Verwandtschaftsrollen gebunden waren, entwickelten sie sich am Aufbau von Strategien, die Dinge rationaler, sachlicher zu kontrollieren, vorbei, verlo-

ren an Schwung und verfangen sich in Familismus, Vetternwirtschaft, Geschlechtsklitterungen und Geschlechterkämpfen. Verwandtschaftssysteme und ihr Regelwerk, die den Menschen von der Natur- einst auf die Kulturstufe gehoben hatten, begannen sich evolutionär restriktiv auszuwirken; sie legten sich wie ein Korsett, eine zu eng gewordene Schlangenhaut um den Gesellschaftskörper.

Als Kontrapunkt, von dem her die Dinge wieder in Bewegung kamen, erwiesen sich schließlich „Männerbünde“. Sie können hier nur noch benannt, nicht aber mehr näher erörtert werden (vgl. ausführlicher Lipp, 1990/1994; 1997a). Männerbünde sind evolutionär entstanden schon relativ früh, zeitgleich und strukturell identisch mit der Geburt der Familie selbst. Sie stellen das Produkt – ein Nebenprodukt – jener Fruchtbarkeitskulte, Initiationsriten und Jünglingsweißen dar, durch die Männer, Jungmänner – in „Männerhäusern“ temporär zu Männergruppen, Männerkameradschaften zusammengefasst – ursprünglich zu Gatten und Vätern geschmiedet wurden, schlugen an dieser entscheidenden kulturevolutionären Gabelung aber eine neue, eigenständige Richtung ein und entwickeln sich zu Gebilden, die zu Familie und Verwandtschaft am Ende in Gegensatz treten.

Was in Männerbünden an familialen Motiven erhalten blieb, blieb gewiss hier wichtig genug: Die Stimmungslage, das Motiv, der Wert der „Brüderlichkeit“. Brüderlichkeit gewann jetzt faktisch die neue transfamiliale Qualität der „verschworenen“, „gemeinschaftlichen“ Verbundenheit. Sie wurde zum Modell für weitereifende „solidarische“ Erfahrungen, entdeckte die Prinzipien der „Gleichheit“ und führte „Freiheit“ – Freiheit als das Bestreben, sich in Familien nicht einzuordnen, sondern an ihnen vorbeizuziehen – in die Kulturgeschichte ein.

Der Rang, den Männerbünde in Gesellschaft und Kultur, Wirtschaft und Politik, im Alltag wie im Ausnahmezustand hinfort einnahmen, wird hier zumindest im Ansatz deutlich. Männerbünde dynamisierten die Entwicklungen; sie erweiterten Verwandtschaft und Sippenverbände zu Stämmen, Phratrien und ganzen Völkern; sie errichteten Herrschaft und zimmerten Staaten; sie brachten das Kriegswesen, aber auch wirtschaftliche Unternehmungen, technische Projekte und Projekte der Wissenschaft in Gang; sie gründeten Orden, stifteten Kirchen und riefen zu Kreuzzügen auf.

Männerbünde stellten zu Familie und Verwandtschaft, obwohl aus gleichem Schoße geboren, in der Tat einen Kontrapunkt dar; sie machten den Evolutionsprozess, der mit der Geburt der Familie begann, im Familismus aber ein Nadelöhr fand, an anderer späterer Stelle flott mit neuen, mobileren Mitteln. Umso deutlicher sollte – damit schließe ich meine Ausführungen ab – auch im Rückblick noch sichtbar werden, welch hohe, bis heute anhaltende, wenngleich inzwischen verdeckte, evolutionäre Leistung der Mensch erbrachte, als er die Naturschranke übersprang und sich und seinesgleichen zur Familie aus der Taufe hob.

Literatur:

- Bachofen, J.J. (1861/1975). Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. Stuttgart 1861. Neuausgabe (Auswahl, H.-J. Heinrichs (Hrsg.)). Frankfurt, 1975: Suhrkamp.
- Bertalanffy, L. von (1949). Das biologische Weltbild. Die Stellung des Lebens in Natur und Wissenschaft. Bd. 1. Bern: Francke.
- Ders. (1968). General system theory. Foundations, development, application. New York: Braziller.
- Bischof, N. (1985). Das Rätsel Ödipus. Die biologische Wurzel des Urkonflikts um Intimität und Autonomie. München: Piper.
- Bühl, W.L. (1982). Struktur und Dynamik des menschlichen Sozialverhaltens. Tübingen: Mohr.
- Claessens, D. (1962/67). Familie und Wertsystem. Eine Studie zur „zweiten soziokulturellen Geburt“ des Menschen und zur Belastbarkeit der „Kernfamilie“. Berlin 1962. 2. überarbeitete und erweiterte Auflage 1967. Berlin: Duncker & Humblot.
- Ders. (1973). Anthropologische Voraussetzungen einer Theorie der Sozialisation. Zeitschrift für Soziologie, 2 (3), 145-162.
- Dugatkin, L.A. (1997). Cooperation among animals. An evolutionary perspective. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Eickelpasch, R. (1974). Ist die Kernfamilie universal? Zeitschrift für Soziologie, 3, 323-338.
- Engels, F. (1884/1972). Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates (1884). In: K. Marx & F. Engels, Werke (MEW), 21 (S. 25-173). Berlin (Ost) 1972: Dietz.
- Fisher, H. (1982). The sex contract. The evolution of human behavior. London u.a.: Granada.
- Fox, R. (1967). Kinship and marriage. An anthropological perspective. Harmondsworth/Middlesex: Penguin.
- Ders. (1975). Primate kin and human kinship. In: R. Fox (Hrsg.). Biosocial anthropology (S. 9-35). London: Malaby Press.
- Freud, S. (1913). Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker. Leipzig/Wien/Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Gehlen, A. (1956). Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. Bonn: Athenäum.
- Ders. (1969). Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik. Frankfurt: Athenäum.
- Gough, K. (1971). The origin of the family. Journal of Marriage and the Family, 33, 760-770.
- Hartmann, N. (1940). Der Aufbau der realen Welt. Grundriss der allgemeinen Kategorienlehre (3. Aufl. 1994). Berlin: de Gruyter.
- Johanson, D. & Blake, E. (1996/98). Lucy und ihre Kinder (zuerst engl. 1996). Heidelberg/Berlin, 1998: Spektrum, Akademischer Verlag.
- Kaufmann, F.-X. (1990). Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familiären Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. München: Beck.
- Kraus, W. (1997). Zum Begriff der Deszendenz. Ein selektiver Überblick. Anthropos, 92, 139-163.
- LaFontaine, J.S. (1981). The domestication of the savage male. Man, N. S., 16, 333-349.
- Levi-Strauss, C. (1949/81). Les Structures élémentaires de la parenté. Paris 1949. Deutsch: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt, 1981: Suhrkamp.
- Ders. (1986/1996). Vorwort, zu: Altertum (= Geschichte der Familie. In: A. Burguière et al. (Hrsg.). Bd. 1. (Zuerst franz., 1986) (S. 9-15). Frankfurt/New York, 1996: Campus.

- Lipp, W. (1986/94). Geschlechtsrollenwechsel. Formen und Funktionen, am Beispiel ethnographischer Materialien. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38 (3) (Schwerpunktheft „Wandel von Geschlechtsrollenbeziehungen“). M. Schöps-Potthoff & H. Tyrell (Hrsg.) (S. 529-559). Opladen/Wiesbaden, 1986. Wiederabdruck in: Lipp (1994), S. 308-345.
- Ders. (1987). Autopoiesis biologisch, Autopoiesis soziologisch. Wohin führt Luhmanns Paradigmenwechsel? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 39, 452-470.
- Ders. (1987/1994). Artikel Institution. In: R. Herzog et al. (Hrsg.). *Evangelisches Staatslexikon*, 2 Bde. 3. Aufl. (Bd. 1, Sp. 1344-1351). Stuttgart 1987: Kreuz. Wiederabdruck in Lipp (1994), S. 375-382.
- Ders. (1990/1994). Männerbünde, Frauen und Charisma. Geschlechterdrama im Kulturprozess. In: G. Völger & K. v. Welck (Hrsg.). *Männerbünde, Männerbände. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich*, 2 Bde. (Bd. 1, S. 31-40, 343-344). Köln 1990: Rautenstrauch-Joest-Museum Köln. Wiederabdruck in: Lipp (1994), S. 291-307.
- Ders. (1994). *Drama Kultur. Teil 1: Abhandlungen zur Kulturtheorie. Teil 2: Urkulturen – Institutionen heute – Kulturpolitik*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Ders. (1996). *Natur-Kultur-Übergänge: Stetigkeiten, Brüche, Sprünge? Was erklären die „Institutionen“ und wie erklärt man sie selbst? Worin Claessens Gehlen folgt, wo er sich von ihm unterscheidet und warum er die Institutionen verkennt. Ethik und Sozialwissenschaften*, 7, 390-393.
- Ders. (1997a). Männerbünde: Geschlechterordnung und Kulturfortschritt. In: W. Deutsch & M. Walcher (Hrsg.). *Sommerakademie Volkskultur 1995/96: Ordnungen, Spiele* (S. 127-132). Wien: Österreichisches Volksliedwerk.
- Ders. (1997b). Nehmen, geben, opfern. Was heißt opfern soziologisch? Oder: „Macht Zivillisation das Opfer überflüssig?“. In: K. Gabriel, A. Herlth & K.P. Strohmeier (Hrsg.). *Modernität und Solidarität. Für F.-X. Kaufmann* (S. 213-227). Freiburg/Basel/Wien: Herder.
- Lopreato, J. (1984). *Human nature and biocultural evolution*. Boston/London/Sydney: Allen & Unwin.
- Lorenz, K. (1973). *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens*. München/Zürich: Piper.
- Lovejoy, G.O. (1981). *The origin of man*. *Science*, (211), 341-350.
- Luhmann, N. (1978). *Soziologie der Moral*. In: N. Luhmann & S.H. Pfürtnner (Hrsg.). *Theorie und Moral* (S. 8-116). Frankfurt: Suhrkamp.
- Ders. (1980). *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, 4 Bde. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ders. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lumsden, C.J. (1988). *Psychological development: Epigenetic rules and gene-culture coevolution*. In: K.B. McDonald (Hrsg.). *Sociobiological perspectives on human development* (S. 234-267). New York: Springer.
- Lumsden, C.J. & Wilson, E.O. (1983). *Das Feuer des Prometheus. Wie das menschliche Denken entstand*. München/Zürich: Piper.
- Malinowski, B. (1922/79). *Argonauts of the Western Pacific*. London 1922. Deutsch: *Argonauten des westlichen Pazifik*. Frankfurt, 1979: Syndikat Autoren- und Verlags-Gesellschaft.
- Maturana, H.R. (1982). *Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*. Braunschweig: Vieweg.
- Meyer, P. (1982). *Soziobiologie und Soziologie. Eine Einführung in die biologischen Voraussetzungen sozialen Handelns*. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Ders. (1997). *On the origins of human social institutions: A three-level model*. In: N.W. Thornhill, A.M. Maryanski, J. Tooby, L. Cosmides, P. Meyer & J.H. Turner. *Evolutionary theory and human social institutions: Psychological foundations* (Kap. 6 aus: Hu-

- man by nature. Between biology and the social sciences. P. Weingart et al. (Hrsg.) (S. 245-252). Mahwah/London: Erlbaum.
- Morgan, C.L. (1923). *Emergent evolution*. London: Williams & Norgate.
- Morgan, L.H. (1877/91). *Ancient society*. New York 1877. Deutsch: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Zivilisation. Stuttgart, 1891: Dietz.
- Müller, K.E. (1984). *Die bessere und die schlechtere Hälfte. Zur Ethnologie des Geschlechterkonflikts*. Frankfurt: Campus.
- Murdock, G.P. (1949). *Social structure*. New York: Macmillan.
- Ders. (1957). World ethnographic sample. *American Anthropologist*, 59, 644-687.
- Ortner, S.B. (1972). Is female to male as nature is to culture? *Feminist Studies*, 1, 5-31.
- Ortner, S.B. & Whitehead, H. (Hrsg.) (1981). *Sexual meanings. The cultural construction of gender and sexuality*. Cambridge: University Press.
- Packer, C. (1977). Reciprocal altruism in papio anubis. *Nature*, 265, 441-443.
- Parsons, T. (1937). *The structure of social action*. New York: Free Press u.a.
- Ders. (1954/1964). The incest taboo in relation to social structure and the socialization of the child. *British Journal of Sociology*, 5, 1954, 101-117. Deutsch: Das Inzesttabu in seiner Beziehung zur Sozialstruktur und zur Sozialisierung des Kindes. In: T. Parsons Beiträge zur soziologischen Theorie. D. Rüschemeyer (Hrsg.) (S. 109-135). Darmstadt/Neuwied, 1964: Luchterhand.
- Paul, A. (1998). *Von Affen und Menschen. Verhaltensbiologie der Primaten*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Poole, F.J.P. (1982). The ritual forging of identity: Aspects of person and self in biminuskusmin male initiation. In: G.H. Herdt (Hrsg.). *Rituals of manhood. Male initiation in Papua New Guinea* (S. 99-154). Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Popper, K.R. (1995). *Lesebuch: Ausgewählte Texte zur Erkenntnistheorie, Philosophie der Naturwissenschaften, Metaphysik, Sozialphilosophie*. D. Miller (Hrsg.). Tübingen: Mohr.
- Read, C. (1918). No paternity. *Journal of the Royal Anthropological Institute for Great Britain and Ireland*, (48).
- Riedl, R. (1976). *Die Strategie der Genesis. Naturgeschichte der realen Welt*. München: Piper.
- Ders. (1982). *Evolution und Erkenntnis. Antworten auf Fragen aus unserer Zeit*. München/Zürich: Piper.
- Ders. (1985). *Die Spaltung des Weltbildes. Biologische Grundlagen des Erklärens und Verstehens*. Berlin/Hamburg: Parey.
- Ders. (1987). *Kultur – Spätzündung der Evolution? Antworten auf Fragen an die Evolutions- und Erkenntnistheorie*. München/Zürich: Piper.
- Simmel, G. (1908). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sommer, V. (1996). *Heilige Egoisten. Die Soziobiologie indischer Tempelaffen*. München: Beck.
- Thornhill, N.W., Maryanski, A.M., Tooby, J., Cosmides, L., Meyer, P. & Turner, J.H. (1997). Evolutional theory and human social institutions: Psychological foundations. In: P. Weingart, S.D. Mitchell, P.J. Richerson und S. Maasen (Hrsg.). *Human by nature: Between biology and the social sciences* (S. 201-252). Mahwah/London: Erlbaum.
- Thurnwald, R. (1932). *Werden, Wandel und Gestaltung von Familie, Verwandtschaft und Bünden im Lichte der Völkerforschung (Die menschliche Gesellschaft, Bd. 2)*. Berlin/Leipzig: de Gruyter.
- Trivers, R.L. (1978). Parental investment and sexual selection. In: T.H. Clutton-Brock & P.H. Harvey (Hrsg.). *Readings in sociobiology* (S. 52-97). San Francisco: Freeman.

- Troost, K.M. & Filsinger, E. (1993). Emerging biosocial perspectives on the family. In: P.G. Boss et al. (Hrsg.). Sourcebook of family. Theories and methods (S. 677-710). New York/London: Plenum.
- Tyrell, H. (1978). Die Familie als „Urinstitution“: Neuerliche spekulative Überlegungen zu einer offenen Frage. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 30, 611-651.
- Ders. (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung In: K. Lüscher, F. Schultheis & M. Wehrspann (Hrsg.). Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit (S. 145-156). Konstanz: Universitäts-Verlag.
- Vester, H.-G. (1986). Transformation von Sinn. Ansätze zu einem Mehrebenenmodell. Zeitschrift für Soziologie, 15, 95-106.
- de Waal, F. (1997). Der gute Affe. Der Ursprung von Recht und Unrecht bei Menschen und anderen Tieren (zuerst engl. 1996). München/Wien: Hanser.
- Weber, M. (1921/1964). Wirtschaft und Gesellschaft. 2 Halbbände (davon Teile erstmals 1921). Köln/Berlin, 1964: Kiepenheuer & Witsch.
- Weingart, P., Mitchell, S.D., Richerson, P.J. & Maasen, S. (Hrsg.) (1997). Human by nature. Between biology and the social sciences. Mahwah/London: Erlbaum.

Anschrift des Autors

Prof. Dr. Wolfgang Lipp
Universität Würzburg
Wittelsbacherplatz 1
97074 Würzburg